

Verwundbarkeit als Fähigkeit

Talk Der Basler Regisseur Boris Nikitin spricht über seine Reihe «Propagandagespräche»

VON BENJAMIN VON WYL

Seit Herbst führt der Theatermensch Boris Nikitin in der Kaserne Basel Gespräche über Macht und Verwundbarkeit.

Ihre Talkreihe in der Kaserne heisst «Propagandagespräche». Weshalb führt man überhaupt ein Gespräch, wenn es um Propaganda geht?

Boris Nikitin: Seit über zehn Jahren beschäftige ich mich mit dem Dokumentarischen und damit auch mit den Fragen: Wie wird Realität dargestellt? Wie wird sie beschrieben? Wie wird sie durch Darstellung erzeugt? Ich bin da immer ein bisschen polemisch und sage: Das Dokumentarische ist eigentlich nichts anderes als eine Form von Propaganda.

Wie meinen Sie das?

Wenn jemand eine nicht fiktive Aussage über die Wirklichkeit trifft, ist immer auch ein Propagandaimpuls mit drin. Jede Beschreibung der Wirklichkeit ist immer auch eine Interpretation und eine Deutung.

Dem würden viele Journalistinnen und Journalisten zustimmen, aber sie würden dafür niemals den Namen Propaganda wählen.

Das versteh ich, aber als Theaterregisseur und -autor habe ich ein spielerisches und durchaus positives Verständnis von Propaganda. Für mich steht Propaganda dafür, dass man etwas bewirken kann, wenn man Wirklichkeit beschreibt. Immer wenn man sich subjektiv äussert und die Wirklichkeit beschreibt, verändert man sie damit. Das hat etwas von einem Coming-out: Man macht etwas Unsichtbares sichtbar und man macht sich verwundbar.

Womit wir beim zweiten Titel Ihrer Gespräche wären: Macht und Verwundbarkeit.

Die Verwundbarkeit als Fähigkeit beschäftigt mich seit etwa drei Jahren. Damsals musste ich auf Englisch einen Text zu einem meiner Stücke schreiben. Dabei wurde mir bewusst, dass im englischen Wort «vulnerability» die «ability», die Fähigkeit, enthalten ist. Theater ist genau der Raum, wo Verwundbarkeit zur Fähigkeit wird, weil sich Menschen im Theater sichtbar und damit auch kritisierbar machen.

«Ich will der Person Raum geben und dem Publikum Raum geben, in die Erfahrungswelt dieser Person einzutauchen.»

Boris Nikitin

Sie zielen in den Gesprächen immer auf eine Form von Coming-out. Haben Ihnen auch Gäste abgesagt, weil Ihre Anfrage nach Voyeurismus und Selbstentblössung klang?

Nein. In meinen Anfragen habe ich immer sorgfältig beschrieben, was ich interessant finde. Dem Abt von Maria Stein habe ich zum Beispiel geschrieben, dass mich die Entscheidung zu einem Glauben und der damit verbundene Akt des Bezeugens interessiert - ein Bezeugen gegenüber anderen, gegenüber der Familie. Man tritt aus einem gesellschaftlichen Leben aus und in ein Kloster ein. Das ist eben auch ein Coming-out und dieses Coming-out verändert beide Seiten. Ganz bewusst lade ich immer nur einen Gast ein. Wenn mehrere Menschen auf einer Bühne sitzen, bekommt ein Gespräch schnell Wettbewerbs- und Showcharakter. Das endet in einem Wettkampf, bei dem bereits bekannte Positionen gegeneinander ausgespielt werden. Die Gesprächsreihe ist für mich ein Gegenvorschlag dazu.

Verkleinert man nicht die Zielgruppe, wenn man einen Anlass als Propagandagespräch betitelt?

Im Gegenteil. Ich glaube, es macht die Leute neugierig. Alle bisherigen Ge-



Boris Nikitin: «Immer wenn man sich subjektiv äussert und die Wirklichkeit beschreibt, verändert man sie damit.» KENNETH NARS

sprache sind auf grosses Interesse gestossen und wurden sehr gut besucht. Vielleicht liegt das auch daran, dass sie gratis sind. Das war mir sehr wichtig, denn es geht um Öffentlichkeit - um Verhandlung von Öffentlichkeit und um Menschen, die in der Öffentlichkeit ihren Standpunkt beschreiben. Die Gespräche sind offen für alle. Es können sich natürlich manche Leute, zumindest implizit, ausgeschlossen fühlen, weil sie in der Kaserne, einem Ort für zeitgenössische Kunst, stattfinden. Für nicht wenige ist das eine Schwelle.

Kennen Sie das Schiefe Eck am Clapplatz?

Ja.

Dessen Gäste gelten nicht als Stammpublikum der Kaserne. Würden Sie sich wünschen, dass Leute, die im Schiefen Eck verkehren, zu Ihren Propagandagesprächen kommen?

Deren Ansichten würden mich interessieren. Als der Abt des Kloster Maria Stein zu Gast war, waren viele ältere Leute da, die sonst wohl nie in die Kaserne gehen, ähnlich bei der Sterbebegleiterin von Exit. Beim Abt hab ich - auch weil ich ja Gastgeber war - das Thema Missbrauch in der katholischen Kirche erst einmal nicht angesprochen, denn ich wollte ihn nicht blossstellen. Aber ein älterer Herr im Publikum hat dann den Kindsmisbrauch direkt und entschieden angesprochen. Das war de-

finitiv jemand, der sonst nicht in die Kaserne geht.

Wie prägt Ihr Beruf als Regisseur die Art, wie Sie die Gespräche moderieren?

Ich mache mir viele Gedanken über die Anlage des Gesprächs, die Beziehung zum Publikum, die Rolle des Gastes und meine. Ich will der Person Raum geben und dem Publikum Raum geben, in die Erfahrungswelt dieser Person einzutauchen. Deshalb nehme ich mich in den Gesprächen stark zurück. Klar will ich bestimmte Dinge über die Person wissen, aber ich darf auch nicht zu verbohrt nachhaken. Ein Element soll leichte Theatralität erzeugen: Hinter der kleinen Bühne im Rossstall 2, wo die Anlässe stattfinden, steht an jedem Abend gross «Propagandagespräch». Das prägt natürlich die Aussagen, die eine Person trifft. Der Schriftzug macht klar: Alles, was heute gesagt wird, ist potenziell mehrdeutig und eben eine Deutung. Etwas, das versucht, Wirklichkeit zu gestalten.

Peggy Piesche ist am 15. März zu Gast. Sie ist angekündigt als Expertin für Critical Whiteness Studies. Was kann jemand, der diesen Begriff nicht kennt, von Piesche erwarten?

Peggy Piesche ist als schwarze Frau in der DDR aufgewachsen und beschäftigt sich heute mit der Frage, ob Veränderungen in der Art, wie wir über andere

Menschen sprechen, möglich, erforderlich und möglicherweise auch richtig sind. Sie kann aus ihrer Erfahrung heraus schildern, wie sich Ausgrenzung anfühlt: als schwarze Frau in der DDR, die dann plötzlich einen Systemwechsel erlebt.

Sie kann ihre Erfahrungen anhand ihrer Biografie spürbar und teilbar machen und so am Ende auf Augenhöhe beschreiben, warum sie diese Veränderungen in der Sprache richtig findet. Piesche kann das, ohne dem Gegenüber das Gesicht runterzureissen und es dumm oder rassistisch zu nennen. Ich will ihr den Raum geben, auf Grundlage ihrer Erfahrung verständlich zu machen, warum sie die Dinge so sieht. Es ist immer erst mal ein Austausch; es ist erst mal ein Teilen.

Zuvor haben Sie gesagt, die Kaserne als Veranstaltungsort könnte implizit auch Publikum ausschliessen. Was wäre denn der perfekte Ort in der Stadt für ein solches Propagandagespräch?

Es geht um Öffentlichkeit - vielleicht so was wie das Parlament? Öffentlichkeit wird letztlich im Parlament verhandelt. Aber nein, das ist zu brav gedacht. Das Theater ist schon ein guter Ort. Denn wenn man auf einer Bühne sitzt, gibt es dieses entscheidende Moment des Ausgestelltheitens. Das interessiert mich.

Propagandagespräche Kaserne Basel. Freitag, 15. 3., 20 Uhr. Mit Peggy Piesche.

Bortliks «Uferschnee»

Launige Politsatire im Krimi-Mantel

VON DOMINIQUE SPIRGI

Der grobe Handlungsstrang ist schnell erzählt: Beim zwischengenenutzten Basler Hafengelände wird ein toter Drogenkurier aufgefunden. Eine Reihe von sich überschlagenden Ereignissen führt zu weiteren Toden - und die Kriminalpolizei kommt, ohne dass sie sich sonderlich anstrengen muss, auf die Spur einer Kokainhändlerbande mit Wurzeln im Basler Daig. Durch Zufall gerät auch Hobbydetektiv Melchior Fischer, Fussballkumpel von Kriminalkommissär Franz Gsöllpointer, mitten in den Strudel hinein.

Drücken wir uns so pointiert aus, wie der Hobbydetektiv Fischer im Buch wiederholt über alles herfährt, was der Basler Kulturschickeria lieb und teuer ist: Als Kriminalroman, wie der Gmeiner-Verlag das neue Werk des Wahlbaslers Wolfgang Bortlik bezeichnet, gibt «Uferschnee» wenig her. Die Geschichte setzt sich aus an den Haaren herbeigezogenen Banalitäten und Klischees zusammen, kriminalistische Spannung kommt nicht auf. Und die Figuren sind mit Ausnahme der Hauptfigur ziemlich eindimensional gezeichnet.

Lesenswert ist «Uferschnee» trotzdem, aber aus ganz anderen Gründen. Denn der 1952 in München geborene Autor, so unterstellen wir ihm einmal, nutzt das Krimigerüst als Vehikel, um auf liebevoll-bissige und launig humorvolle Art über seine Wahlheimat herzuziehen - und über den von Grossverlagen korrumpierten Schweizer Literaturbetrieb, mit der Verleihung des Schweizer Buchpreises als Tiefpunkt.

Durchsetzt mit bissiger Ironie

Bortliks Blick auf Basel, den er seinem betulichen, aber geistreichen Antihelden Fischer auferlegt, ist der eines bissigen, aber nicht böartigen Ironikers. Die Sprache ist leichtfüssig und durchsetzt mit einem originellen, aber - mit wenigen Ausnahmen - nicht aufdringlichen Humor. Und sie zeugt von der Begabung für wunderbare Sprachbilder in der Art von: «Draussen stand eine graue Herbstnacht und lachte ihn aus.»

Für eine heimische Leserschaft besonders einnehmend ist Bortliks Art, wie er beiläufig bekannte Basler Identifikationspunkte in den Roman einfließen lässt: Da geht es zum Beispiel kurz mal zum Konzert der Lombago Surfers ins Hirschenneck oder auf ein Bier ins Didi Offensiv (was ein klares Zeichen für die stets durchschimmernde Fussball-Affinität des Autors und seiner Hauptfigur ist).

Persönlich gefärbt

Von einer hinter sinnigen Beobachtungsgabe zeugt es, wenn er Vertretern des Basler Grossbürgertums äusserlich «eine Form der Mutschköpfigkeit» nachsagt. Und auch aktuelle Bezüge zur Basler Politik finden sich zuhauf in den 250 Seiten: So kämpft die Basler Polizei mit einem schlechten Ruf, den sie sich durch eine Dienstwagenaffäre und Fälle von Racial Profiling eingehandelt hat. Und vom skrupellosen Kokainhändler ist es bei Bortlik ein kurzer Weg zum Immobilienhai, der kurz vor Inkrafttreten schärferer Mieterschutzbestimmungen noch ein paar dreckige Geschäfte erledigen will.

Kurz: Wer nach einer packenden Krimihandlung sucht, ist bei anderen Autoren sicher besser aufgehoben. Als persönlich gefärbtes und aktuelles Heimatbuch ist «Uferschnee» indes eine lohnenswerte Lektüre.



Wolfgang Bortlik «Uferschnee», Gmeiner-Verlag, Messkirch. 251 Seiten.